



Christenverfolgung
im Baltischen Lande

Volkschriften für Gustav-Adolf-Vereine

Herausgegeben unter Mitwirkung des Zentralvorstandes
vom Verlag Arwed Strauch in Leipzig.

4A

43634

Heft 3.

Christenverfolgungen im Baltenland.

Drei Beiträge

von

Generalsuperintendent a. D. D. Bernewitz, Pastor

Friedrich Bernewitz, Pastor Rudolf Gurland

1.

Vortrag

des Generalsuperintendenten a. D. D. Bernewitz aus Kurland*)

am 21. Juni 1920 in der Maria-Magdalenenkirche in Breslau.

— — — In dieser Abendstunde soll es meine Aufgabe sein, Sie nicht mit allgemeinen Worten zur Treue gegenüber der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins zu ermahnen, sondern Ihnen, wenn auch nur an Beispielen, die Notleidenden zu zeigen, die der Hilfe durch die Gustav-Adolf-Arbeit bedürfen. Denn wenn es einen Verein gibt, der Samariterwerk tun will, so ist es der Gustav-Adolf-Verein. — Der barmherzige Samariter hat sich nicht damit begnügt, dem unter die Mörder Gefallenen ein paar Pfennige zuzuworfen und zu sagen, ich habe meine Pflicht getan! Er hat ein volles, ganzes Herz gehabt für den, der in der Not nach ihm rief. O, daß wir ein volles, ganzes Herz für die hätten, zu deren Hilfe der Gustav-Adolf-Verein berufen ist. Es gibt deren viele! Wollen Sie mir in dieser stillen Abendstunde in schwer geprüfte Lande folgen, hin zu einem deutschen Stamm, kampferprobt und leidbewährt, wie es nicht viele gibt, hinein in trübe, schwere Stunden des Leides und der Not, durch die dieser deutsche Stamm im weiten Osten zu einer Bewährung in Gottesglaube und Liebe geführt worden ist, die er sich selbst in guten Tagen nie zugemutet hätte! — Es ist heute,

*) Nach einem Stenogramm.

sonderlich in kirchlichen Kreisen Deutschlands, kaum mehr nötig, weit ausholend zu sagen, was baltische Lande und was Balten seien. So gering die Kenntniss dessen vor dem Kriege gewesen ist, so sicher darf man vielleicht heute voraussetzen, daß wenigstens bei den Gebildeten im Volk einige Kenntniss dessen besteht, worum es sich handelt, wenn man von Balten spricht.

Das baltische Gestade hat zu Beginn des 13. Jahrhunderts die ersten Deutschen aus dem Reiche aufgenommen. Hinter Rittern und Reisigen sind die Kaufleute und Künstler, die Gelehrten und Handwerker gekommen und haben in jenem undeutschen Lande eine kleine, dünne Oberschicht über lettisches und estnisches Volk gebildet. 700 lange Jahre hindurch hat dort markiges, kraftvolles Deutschtum im harten Kampf Glauben und Volkstum hochgehalten. Soweit meine Kenntnisse reichen, gibt es außer den Siebenbürger Sachsen keinen einzigen deutschen Stamm, der außerhalb der engen Grenzpfähle des Deutschen Reiches so sehr dem Vaterlande, der Muttersprache, dem Glauben und der Art der Väter Treue gehalten hätte wie der Stamm der Balten am fernen Ostseegestade. Unter allen Gütern, die ein Volk groß und wertvoll machen, wissen wir keine, die so ausschlaggebend wären wie Glaube und Volkstum. Das lasse man sich in Deutschland heute gesagt sein! —

So oder anders werden die Verhältnisse nach dem Kriege sich äußerlich wieder ordnen. Wenn die Wogen, die heute über Deutschland dahingehen, sich gelegt haben werden, dann wird alles darauf ankommen, wie viele im deutschen Volke sich wieder auf evangelischen Glauben und deutsches Volkstum besinnen werden. Das wird ausschlaggebend sein für das Schicksal und die Zukunft des deutschen Volkes. Ich sage das nicht als Schlußfolgerung aus einer Gedankenreihe, sondern heraus aus den Erfahrungen unseres Lebens und des Lebens unserer Väter und Vorfäter, deren Leben auf diesen zwei Pfeilern aufgebaut gewesen ist. *Fidem genusque servabo*, sagt der Lateiner, d. h. ich bewahre mir Glaube und Volkstum. — Inmitten russischen, lettischen und estnischen Volkes hat der Stamm der Balten Glaube und Volkstum so hochgehalten, wie das bei wenigen deutschen Stämmen zu finden ist, und — Gott sei's geklagt — selten zu finden ist im deutschen Vaterlande.

Einen Wendepunkt in dem Schicksal des Baltentums bedeutet jener blutige Tag, an dem der russische Zar

Alexander II. durch Mörderhand fiel, der letzte Kaiser auf russischem Thron, der die baltischen Lande geliebt, ja, sie als Perle in seiner Krone bezeichnet hat. Von da an — ich war damals fast noch ein Knabe — begann die Zeit des Ringens der Balten um Wahrung ihrer heiligsten Güter, um Glauben und Volkstum. Es kam meinen Zeitgenossen und mir, als wir Knaben waren, ganz selbstverständlich vor, daß wir das minimale Monatstaschengeld, das wir bekamen, nicht für eigene Zwecke ausgaben, sondern für den Deutschen Schulverein hergaben. Es kam mir, als ich Schüler war, ganz selbstverständlich vor, daß ich Privatstunden gab, um Geld zu erwerben, das ich für deutsche Zwecke opfern konnte. Und ich stand damit nicht allein. Es wehte durch die baltische Jugend ein frischer Geist von Kampfesfreude und Leidenswillen, da uns Väter und Großväter in das Bewußtsein hinein erzogen haben, daß ein Mensch so viel wert ist, als er an Glauben und Volkstum hält. Und als man uns die deutschen Schulen nahm, als man an die Stelle deutscher Kultur sarmatische Bosheit und Kriecherei setzen wollte, als man von seiten des Russentums mit derber Faust uns klein-kriegen wollte, da ist diese Absicht mißlungen, da hat man schon aus Knaben Kämpfende gemacht, die tief im Herzen einen Instinkt dafür trugen, was sie ihrem Volkstum und ihrem Glauben schuldig wären. Je schwerer die Zeiten der Verfolgung wurden, desto ernster ist die große Menge der Balten geworden. Das Verflachende, das Höhle dieser Zeit hat in ihnen nicht Wurzel schlagen können; der große Ernst des Lebens ist uns von der Wiege an ins Herz gelegt. Ich habe mit vollem Bewußtsein, als ich noch ein blutjunger Mensch war, den Wunsch gehabt, aus meinem Leben nichts für mich selbst herauszuschlagen, sondern so zu sein, daß, wenn ich einst nicht mehr wäre, man von mir sagen könnte: ich sei ein Mensch gewesen, der Glaube und Volkstum gehalten hat. Und der Herr hat es uns im Leben nicht leicht gemacht. Lassen Sie es sich nicht wundernehmen, daß in der baltischen Art etwas Trozigeres liegt, etwas Naturhafteres, etwas Urwüchsigeres als in der Art der Deutschen im Vaterlande. Wir haben nie vor dem Spiegel gestanden, um eigene Schönheit zu bewundern. Wir haben immer vor Wind und Wetter stehen müssen, und die Stürme sind uns durchs Haar gefahren. Lassen Sie es sich nicht wundernehmen, daß wir in baltischen Landen in vielen Stücken — mit modernem Maßstab gemessen — rückständig gewesen sind. Wir hatten

doch nur eine Hand für die Kelle frei, in der anderen hielten wir das Schwert! Und als eine Zeit kam, in der wir in meiner fernen Heimat Ruhe nötig hatten, eine Atempause nach viel völkischer und kirchlicher Bedrängung, da hat Gottes heiliger Wille uns nicht ein Aufatmen geschickt, sondern ein jaches Aufschreien in wildem Schmerz.

Als der Weltkrieg kam, war uns klar, daß er uns entweder die Befreiung von jahrzehntelangem Joch oder aber — den Tod bringen mußte! Wir haben während des ganzen Jahres 1914 unter russischer Verfolgung geschmachtet. Einer nach dem anderen von unseren Pastoren wurde ins Gefängnis gesperrt, des Landes verwiesen und verbannt. Einer nach dem anderen von den treuesten Trägern des deutschen Gedankens fiel verleumderischen Denunziationen zum Opfer. Ewiger, nie aufhörender Spionageverdacht hat unsere Reihen in jenem ersten Jahre des Weltkrieges gelichtet. Wie ein Bettler bin ich zu Gouverneuren, Generalgouverneuren und Ministern gelaufen, um Freiheit für die Pastoren, die unschuldig im Kerker lagen, zu erbitten. Verlaßt, verhungert und verkommen hat man sie in den Gefängnissen herumgeschleppt, das Schicksal der Einzelnen ist haarsträubend. Bilder sprechen. Merken Sie auf das Geschick eines einzelnen unter den vielen, die Ähnliches erlebt haben!

Einer der stärksten Prediger, die wir hatten, kehrte eines Abends spät — im Jahre 1914 — aus der Stadt heim. Im Walde wurde er von russischer Gendarmerie angehalten und verhaftet. Seiner Frau und seinen drei Kindern gelang es in der Nacht, indem sie halbbekleidet aus dem Fenster sprangen, den russischen Kosaken zu entgehen. Er wurde unter die unwahre Anklage gestellt, er habe Reservistenfrauen gesagt, sie mögen ihren Männern schreiben, sie sollten doch zum Feinde übergehen — natürlich eine Lüge! Man brachte ihn in Petersburg aus einem in das andere Gefängnis, von da nach Moskau. Einundzwanzig lange Monate hat er in Einzelhaft verbracht. Daß er in jener Zeit den Verstand nicht verloren, schreibt er dem zu, daß er damals das lettische Gesangbuch neu bearbeitete. Dann brach die Revolution aus. Die Gefängnissträflinge wurden befreit. Mit einem Beil schlugen die Verbrecher, die ihn als Mitverbrecher ansahen, ein Loch in seine Tür und holten ihn heraus. Kaum wiederzuerkennen, floh er direkt aus dem Gefängnis in den fernen Norden Finnlands. Lange hat er sich dort verborgen gehalten. Seine Familie war zu ihm

gekommen. Im Winter hat er Bäume im Walde gefällt, im Sommer harte Arbeit getan. Dann floh er 300 Kilometer zu Fuß mit seinem dreizehnjährigen Knaben zur schwedischen Grenze. Aber der Grenzfluß war von Russen bewacht, und der Fährmann forderte mehr Geld für den Übersaß, als er hatte, und gebeugt mußte er die Flucht aufgeben und zurückkehren. Dann machte er sich zum zweiten Male auf, wieder geleitet von seinem dreizehnjährigen Knaben. Er selbst trug eine Last von zwanzig, der Knabe eine solche von zehn Pfund. Sie traten die Flucht nach Norwegen an, eine Entfernung von 1400 Kilometern. Sie haben sie teils zu Fuß, teils in Ruderbooten, teils mit Renntierschlitten zurückgelegt. Der Winter überraschte sie zwar — dort tritt er ganz plötzlich in einer Nacht auf —, aber es gelang ihnen dennoch, nach Norwegen zu entkommen und von dorthier Nachricht zu geben. Wir konnten ihm Legitimationspapiere und Geld schicken, und über Dänemark und Deutschland kehrt er heim, — einer von vielen, die Ähnliches durchlebt haben!

Dann schlug die Stunde der Befreiung. Als wir zum ersten Male in der Hauptstadt Kurlands das Rollen deutscher Kanonen hörten, da rollten uns die Tränen von den Wangen, sie waren heißer als alle anderen, die wir je geweint. Und als am Jahrestage der Kriegserklärung, am 1. August 1915, die Hufe deutscher Rosse auf dem Pflaster in Mitau klappten und die Proßwagen rollten und die schweren Geschütze, da klang es uns wie ein Lied im höheren Chor, wie ein heiliger Choral, als wir zum ersten Male aus deutschen Männerkehlen das Lied hörten: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! Ein Lied, das Gott mich nie vergessen lassen wird. — Und dann kamen die Geprüften und Vielgeplagten hervor aus Dachstuben, Kellern und Kammern, und es ging ein heiliges Leuchten über ihr Angesicht. Denn nun schien's, als sollten wir leben. — Da schwamm die russische Kloake fort, als wäre sie nie gewesen, und wir atmeten deutschen Geist und deutsche Luft, die wir so lange entbehrt. Und es kamen Jahre wunderbarer Hoffnung, Jahre voll heiliger Sehnsucht nach dem, was eine neue bessere Zukunft uns bringen sollte. Man richtete eine deutsche Militärverwaltung ein, zum ersten Male, so lange ich denken kann, eine uns wohlwollende Verwaltung. Man baute Bahnen, man richtete Schulen ein, man brachte Segen und deutsche Kultur. Alle Weichen waren gestellt, und es be-

durfte nur noch eines Wortes, des Wortes „Wir eignen euch uns an“, dann war die lang gehegte Hoffnung erfüllt.

Damit dies eine Wort gesprochen werde, bin ich viel in Deutschland gewesen, habe viele Vortragstouren gemacht und viel geschrieben, um zu werben um Liebe für meine Heimat, damit wir endlich etwas deutschen Willen zur Macht bekämen und die baltischen Lande zu einem Teil des Deutschen Reiches machten.

Ich habe darüber mit dem Kaiser gesprochen, bin bei dem Reichskanzler gewesen, habe mit den vielgenannten führenden Parlamentariern darüber verhandelt. Das galt in der Folge als Landesverrat! Ich nehme die Nachrede, Landesverräter in diesem Sinne gewesen zu sein, gern auf mich, sie ist ein Stück von dem Stolz meines Lebens! Aber, wo wir auf ein Aufatmen hofften, da sandte Gott uns ein gelles Aufschreien!

An Stelle des deutschen Sieges kam der deutsche Zusammenbruch. So herzerreißend, so markerschütternd hat man ihn dort gefühlt, wie man ihn hier kaum fühlen konnte. — Ihr sitzt heute noch auf eigenen Stühlen, ihr habt heute noch ein Dach über dem Kopfe, ihr tragt heute noch eure eignen Kleider. Aber wir sind heimatlos geworden! Was das heißt, das muß man gefühlt haben, um es zu wissen!

Ich habe einmal in einer großen Versammlung in Berlin das Lied zitiert: „Und müßten wir nach diesen Tagen von Herd und Heimat bettelnd gehn, so wollen wir drum nicht verzagen, mag, was da soll, mit uns geschehn“ Und ich habe mir ernst die Frage vorgelegt, ob ich wohl so ergeben in Gottes Willen sein könnte, wenn es nun wirklich einmal hieße, von Herd und Heimat bettelnd zu gehn. Dann haben wir die Probe bestehen müssen! Als alles brach, was einst deutsche Macht und deutsche Ehre war, da war ich gerade auf einer Vortragsreise in Sachsen. Ich eilte nach Hause. Dort hatten sich schon Elsässer, deutsche Soldaten aus dem Elsaß, Rosetten in französischen Farben angelegt und sangen französische Lieder. Da hängten schon deutsche Soldaten rote Fahnen aus und forderten das undeutsche Volk auf, die deutsche Oberschicht, die deutschen „Bedrücker“ sich abzuschütteln. Und dann kam der Zusammenbruch, so unsagbar schwer, so ungeahnt groß! — Als die Lage nicht mehr zu halten war, kehrte ich eines Abends von einer langen Sitzung vertraulicher Art heim und mußte den Meinen sagen: „Wenn wir morgen um 9 Uhr nicht auf dem Bahnhof sind, dann

kommen wir nicht mehr mit“, denn inzwischen war die bolschewistische Flut, das rote Meer vom Osten her, bis an die Grenze der baltischen Lande gekommen. — Wir brachen auf. Wir haben in dieser Nacht die Decken von den Betten gezogen und was wir am allernotwendigsten brauchten, hineingetan und schnell mit Stricken verschnürt. Vier Menschenleben habe ich herausgebracht und vier Packen mit Sachen. Wir ordneten in dunkler Nacht das Letzte — und dann bin ich noch einmal durch mein Haus gegangen! . . . Da sprachen die Sprüche an den Wänden zu mir, da nickten die Bilder von den Wänden her, da ging ein Geist wehen Abschiednehmens durchs Haus und fuhr mir wie ein Schwert durch die Seele. Dann bin ich noch einmal niedergekniet an dem Tisch, an dem ich den größten Teil meiner Lebensarbeit getan. Und als der Morgen graute, setzte ich mein damals krankes Kind in den Schlitten, und die beiden anderen setzten sich dazu — ich stand hinten auf den Schlittenkufen —, und wir eilten zur Bahn . . . Hinter uns her grinsten undeutsche Gesichter, frohlockend über den deutschen Zusammenbruch. Auf dem Bahnhof ein Gedränge von Gleichgesinnten und Gleichgetroffenen, von Kranken, die getragen wurden, Alten, die gestützt wurden. Hals über Kopf stürzte sich alles auf die Bahn, und ein Zug äußerlich ruinierter, innerlich gottlob aufrecht gebliebener Menschen verließ seine Heimat. Wir kamen in die Hafenstadt Libau und wurden in Massen in einem ehemaligen russischen Kriegslazarett untergebracht. Es war die Nacht von Sonnabend auf Sonntag.

Man schlug mir vor, einen Gottesdienst für die Flüchtlinge zu halten. Ich tat es, und ich habe noch nie das Lied „Harre meine Seele, harre des Herrn, größer als der Helfer ist die Not ja nicht“ mit so viel Inbrunst singen hören, wie in jenen schweren und doch so unvergeßlich schönen Tagen. Dann kamen wir aufs Schiff, und als es Abend wurde, wandte es unter Dröhnen und Stampfen seinen Riesenleib dem Meere zu. Wir standen an Bord, wir sahen niemanden mehr, dem wir hätten Abschied zuwinken können, und als der blaue Streifen der Wälder am Horizont verschwand, da bebte uns das Lied durch die Seele „O Heimat, alte Heimat, wie machst das Herz du schwer!“ — Wir kamen nach Stettin. Freundliche Schwestern vom Roten Kreuz hatten für die Flüchtlinge gesorgt. Unser Schiff allein brachte 800, ein anderes, das in unserem Fahrwasser fuhr, brachte 2000. — Und doch waren sie schön, jene Tage. Abends auf dem Schiff

sang man deutsche Volkslieder, sie wurden ernst und immer ernster, und an die Stelle des Volksliedes trat das geistliche Lied bis hin zum Lutherliede: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: Laß fahren dahin! Sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben“.

Dann kamen die Tage der Trennung. Wir haben uns in alle deutschen Lande zerstreuen müssen, daß Einer nicht wußte, wo der Andere blieb. Wegen der Stellung in der kirchlichen Arbeit, die ich in der Heimat gehabt hatte, hatte ich die Pflicht, so etwas wie einen Mittelpunkt für die geflüchtete Pastorenschaft zu bilden. Ich sammelte die Adressen und fand damals 64 baltische Pastorenfamilien als Flüchtlinge in Deutschland. Heute sind es 87. Ich bin mit ihnen in engster Fühlung geblieben. Viel freundliche Samariter haben sich gefunden, die unser Leid haben tragen helfen. Die deutschen Kirchenbehörden machten uns den Eintritt in die kirchliche Arbeit in Deutschland möglich. Es ist niemand aus der geflüchteten Pastorenschaft Hungers gestorben, aber viele haben gehungert, und der Hunger nagt heute noch an vielen. Die, welche kirchliche Verwendung fanden, fanden sie mit dem Anfangsgehalt der blutjungen Geistlichen, mit dem kein Mensch seine Familie in dieser teuren Zeit über Wasser halten kann. Ich empfangе Hunderte von Briefen aus den Kreisen der geflüchteten baltischen Pastorenschaft und aus sonst notleidenden baltischen Kreisen. Daß ich doch etwas Einblick in diese Art des Briefwechsels geben könnte! — Ein geflüchteter baltischer Pastor schreibt: Nun müsse er Gott auf den Knien danken, denn nun habe er seine eigene Existenz, ein eigenes Dach über dem Kopfe. Allerdings müsse er eine kleine Stube mit seiner fünfzehnjährigen Tochter und seinem zwölfjährigen Sohn teilen. Mittel, um beide in die Schule zu schicken, habe er nicht, aber — er habe doch sein täglich Brot. So bescheiden hat die Not den Menschen gemacht! — Ich stehe in Briefwechsel mit einem Familienvater, der, selbst kränklich, in drei engen Stübchen mit einer kränklichen Frau lebt und mit drei kleinen Kindern. Er, der selbst Flüchtling ist, hat außerdem seine geflüchtete Schwester bei sich aufgenommen mit ihren vier kleinen Kindern, und in demselben Raume liegt, schwer an Gelenkrheumatismus leidend, eine zweite Schwester desselben Mannes, im ganzen elf Menschen, darunter sieben Kinder, von denen keins über acht Jahre alt ist. — Und er dankt Gott, daß er es soweit gebracht hat! — Ich habe neulich

einer einst reich gewesenen Dame einige Mittel und etwas Wäsche schicken können, weil ich wußte, daß sie ihre Füße mit Tappen umwickelt, da sie keine Strümpfe hat! — Ich habe vor kurzer Zeit einem kranken baltischen Prediger einige Mittel zusenden können, der unheilbar ist und weiß, daß er sterben muß. Ich schickte ihm Einiges, nachdem er mir geschrieben, daß er nicht mehr auf die Straße gehen könne, da er keine Kleider mehr habe! — Und das sind wenige Beispiele von vielen.

Und doch darf ich vor Gott und Menschen bezeugen, daß die, von denen ich rede, ihr Leid ergeben getragen haben. Ich habe doch nicht gewußt, daß so viel Gottvertrauen in den Herzen dieser Menschen wohnt, wie es sich in dieser Leidenszeit gezeigt hat. Noch sind Hunderte meiner geflüchteten Heimatgenossen unversorgt. Noch liegen bei mir Paken von Briefen, in denen ich um Hilfe gebeten werde, um Arbeit, um Unterkommen, um Schule für die Kinder, ja, um das zum Leben Allernotwendigste.

Und die nicht fliehen konnten, die da zurückbleiben mußten, die haben ein Geschick erlebt, so namenlos schwer, daß man sich kaum getraut, davon zu reden. Die Deiche brachen, und das rote Meer überflutete das Land. Die bolschewistischen Horden kamen. — Man höre und beachte in Deutschland, was Bolschewisten sind. Bolschi heißt im Russischen der Größte oder am größten. Ein Bolschewist ist der, der die größten Forderungen stellt, der der Unversöhnlichste ist, ja, aus der Erfahrung heraus kann man ruhig sagen, ein Bolschewist ist der, der den größten Unrat anrichtet, die größten Schandtaten tut. Der Bolschewismus ist satanisch bis auf die Knochen. Er rühmt sich dessen, daß in dem riesenhaften Rußland kein Dorf mehr existiere, in dem die Propagandisten der Gotteslästerung nicht ihre Kurse gehalten hätten. Er hat sich die gänzliche Ausrottung aller, die nicht seine Gesinnungsgenossen sind, zum Ziele gesetzt. So ungeheuerlich das klingt, so wahr ist es. Im besonderen gehörte zu seinen Zielen auch die Ausrottung des deutschen Blutes in den baltischen Provinzen. Mit grinsender Gier, mit lachendem Wohlgefallen ist er durch Ströme von Blut gewatet! Es ist noch heute völlig unübersehbar, wie viele Tausende hingeschlachtet worden sind. Orgien unmenschlichen Mordens hat der Bolschewismus grinsend gefeiert! 27 evangelische Pastoren in baltischen Landen sind — ich wähle das Wort mit großem Bedacht — den Märtyrertod gestorben als echte,

wahre Blutzeugen ihres Glaubens. Wie berichtet wird, legte man dem von den Bolschewisten gefangenen Pastor Hesse aus Reval ein Schriftstück vor, das er unterschreiben sollte, dann würde man ihn freilassen. In dieser Erklärung hieß es, alles, was er gepredigt habe, sei unwahr gewesen, und er verleugne es. Er hat das Schriftstück vor den Augen derer, die es ihm übergaben, zerrissen. Da hat man ihn an den Fluß geführt, hat ihm die Augen ausgestochen, hat ihn dann erschossen und die Leiche in den Fluß geworfen. — Als die Bolschewisten aus Estland verdrängt wurden, trieben sie etwa 250 Geiseln in einem Tal zusammen, es waren zum größten Teil Deutsche. Mit Maschinengewehren wurden sie zusammengeschossen. Der Pastor Paucker sang mit lauter Stimme: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen“, bis ihn die Kugeln trafen. — Als der Oberpastor Eckhardt vom Dom in Riga nach namenloser Qual endlich sein Leben hatte hingeben müssen, da fand man in seiner Tasche einen Zettel, auf dem geschrieben stand, er bitte, man möge ihm die Leichenrede über das Psalmwort halten: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schön Erbteil worden.“ — Einen jungen Mann, jugendfrisch und arbeitsfreudig, mit beiden Füßen im Leben stehend, eben erst zum Pastor ordiniert, hatte eine bolschewistische Horde gefangen und führte ihn zum Richtplatz. Mit seiner lauten, schönen Stimme sang er: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir . . .“, und sang, bis seine Stimme für immer verstummte, bis sie sich einst wieder erheben wird, um Gott zu preisen im höheren Chor. — Den ältesten Propst in Kurland ermordeten drei noch nicht konfirmierte Jungen. Sie sagten, sie hätten den Auftrag, ihn vor ein bolschewistisches Tribunal zu führen. Er käme wohl ins Gefängnis nach Riga, sollte gute warme Kleidung anziehen und Geld zu sich stecken. Dann brachten sie ihn in der Nacht ins Flußtal — und erst nach zwei Tagen fand man die hartgefrorene Leiche. Ich hatte ihn vorher gebeten, er möge das Land verlassen. Auch Paulus entwich, als er meinte, daß sein Leben mehr wert sei, als so weggeworfen zu werden. Aber er war zu müde. Er sagte: „Ich fürchte den Tod nicht, wenn sie mich nur nicht quälen!“ Vielleicht hat Gott ihm diesen Wunsch erfüllt, man weiß es nicht. Niemand war bei ihm in seiner letzten Stunde, außer denen, an deren Händen sein Herzblut klebt. — Ein älterer Prediger aus Kurland verließ eine Nervenheilanstalt, in der er lange gewesen war, um bei seiner

leidenden Frau zu sein. Sie wurden von einer Bolschewistenhorde ergriffen und fortgeschleppt. Die Söhne eilten mit einem Trupp der Landeswehr nach. Der eine Sohn fiel im Kampfe, der andere fand die verstümmelten Leichen von Vater und Mutter auf der Landstraße. Das jüngste Kind, ein Töchterlein, sagte beim Abendgebet: „Es ist nicht recht, daß Vater und Mutter schon im Himmel sind, ich bin noch zu klein.“

Hunderte und Tausende sind so hingegangen die *via dolorosa*, den großen Weg der Schmerzen.

Was die Männer unter den Bolschewisten zu tun sich weigerten, das taten die Weiber. Berücksichtigt als alle waren die sogenannten Flintenweiber. Es gab unter ihnen solche, die es sich als besondere Gnade ausbaten, die Gefangenen aus den Gefängnissen in Reih' und Glied antreten lassen zu dürfen und sich dann einige nach Belieben zum Niederknallen herauszuholen. Sie haben sich an dieser Freude tage- und wochenlang geweidet. Als man das Massengrab beim Gefängnis in Mitau öffnete, fand man dreimal soviel Tote, als man darin vermutet hatte, und man weiß heute von dem Schicksal Ungezählter noch gar nichts.

Eine junge Frau verlor in den Kämpfen um Riga ihren einzig guten Mann. In denselben Kämpfen fiel ihr Bruder. Wenige Wochen darauf starb ihr Vater. Sie hat alles verloren, was sie besaß, nur vier blonde, kleine Kinder hat sie behalten. — Die Frau eines wohlhabenden Bankbeamten konnte, als ihr Mann in der Nacht verhaftet wurde, ihn den Händen der Bande nicht entreißen. Sie schleppten ihn fort. Man hat ihn noch gesehen, wie er halbbeleidet und halbverhungert Straßenkehrarbeit in Riga tat. Dann ist er ermordet worden. Mit sechs kleinen Kindern kam die Frau nach Deutschland, das siebente wurde hier geboren. Heute lebt sie in einem Stübchen zusammen mit den drei jüngsten ihrer Kinder und mit ihrer alten kranken siebzehnjährigen Mutter, fünf Menschen in einem Stübchen, und versucht sich durch Schneidereiarbeiten zu erhalten. — „Und in all dem sündigte Hiob nicht und tat nichts Törichtes wider Gott!“ — Erschütternd sind die Schilderungen derer, die in den verelendeten Gefängnissen Rigas Woche um Woche, Monat um Monat saßen, bis der Heldenmut der baltischen Landeswehr für kurze Zeit ihnen Befreiung brachte. Während es draußen bei zehn, ja zwanzig Grad fror, wurden die Zellen alle zehn oder zwanzig Tage einmal geheizt. Es gab kein

Stroh, es gab keine Decken. Man hatte den meisten ihre warme Kleidung genommen. Ein starker Mann sagte, daß er, gequält von namenlosen Schmerzen, die ihm der Hunger verursachte, als sein Zellengenosse ein Stück Brot aß, sich mit einem großen Ruck zum Fenster abwenden mußte, um nicht zu sehen, wie er's aß, denn er fürchtete, er hätte sich auf ihn stürzen und es ihm entreißen können. Zum Hunger kam Kälte und unsagbares Ungeziefer, von dem man wußte, daß es der Träger des Flecktyphus ist. — Was die Bolschewisten nicht gemordet haben, das hat der Flecktyphus dahingerafft. — Am Morgen öffnete man die Zellentüren und holte diejenigen heraus, die an jenem Tage das Opfer bolschewistischer Mordgier sein sollten, und diejenigen, die dazu ausersehen waren, den Tod der Freunde mit anzusehen, um dann nach Hause geschickt zu werden mit der Weisung: Morgen kommt die Reihe an euch! — In einer mir nahestehenden Familie starb der Vater während der Zeit der Bolschewistenherrschaft. Die Mutter und zwei Töchter wurden verhaftet, die eine unter der Anklage, sie habe einen lettischen Knaben „dem Bolschewismus entfremden“ wollen! Vor einem Tribunal, bestehend aus siebzehn- und achtzehnjährigen Knaben und Mädchen (!), ist sie gefragt worden, ob sie zugebe, dem Vater des Jungen gesagt zu haben, er solle seinen Sohn besser erziehen. Als sie die Frage bejahte, wurde sie unter Hohnlachen zum Tode verurteilt. Ihre Zelle lag neben der ihrer Mutter, die durch die dünne Wand alles hören konnte, was nebenan vorging. Die zum Tode Verurteilte hat in der Nacht viel gebetet und geweint. Am Morgen führte man sie am Fenster vor den Augen von Mutter und Schwester vorüber — und sie grüßte zum letztenmal hinauf, dann hat man sie an den Pfahl gestellt. — Sie sagte noch: Hier ist mein Herz, nun trifft es —, dann ist sie ohnmächtig zusammengebrochen — und die Liegende hat man dann erschossen. Eine andere Blutzugin unseres Glaubens hat den Ausspruch getan, sie habe noch nie in einer Welt von so viel Reinheit und Liebe erlebt wie in jenen Tagen voll Kummer und Leid unter Sorgen und Schmutz im Zentralgefängnis in Riga!

Vielleicht ist es nötig, daß man viel verliert, um viel zu gewinnen. Wenn die irdischen Stützen alle brechen, dann klammern sich die Menschenseelen an das, was ewig bleibt. Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden, spricht der Herr. Laßt uns die Züchtigung, die uns widerfährt, nicht ansehen, als geschehe uns etwas Seltsames.

Friedsame Frucht der Gerechtigkeit, ein Ausreifen der Persönlichkeit, ein Starkwerden in Gott ist nicht anders möglich, als daß wir durch viel Trübsal gehen — ins Himmelreich. Ewiger Sonnenschein macht Wüsten, das wollen wir uns ins Herz schreiben. Es ist nötig, daß Gottes Schläge hageldicht kommen, wenn er einer verflachenden und hohl werdenden Zeit ihre Flachheit und Hohlheit austreiben, ja, auspeitschen will mit starker Vaterhand. — „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und er stäupt einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.“ — Unter schwerem Leid und in viel Gefahr haben wir in baltischen Landen die ewigen Werte des Lebens höher schätzen gelernt, als auch wir sie in guten Tagen geschätzt hatten. Ich rede nicht zu euch, um zu wehklagen und um weiches Mitleid zu wecken. Ich rede zu euch als einer, der gewürdigt worden ist, um seines Heilandes willen Schmach zu leiden, und der ihm diese Schmach, diese Tage der Trübsal ewig danken wird. „In der Welt habt ihr Angst, aber fürchtet euch nicht, ich habe die Welt überwunden!“ . . . „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ . . . „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auf-fahren mit Flügeln wie die Adler . . .“, die der Schmutz der Erde und der Staub dieser Zeitlichkeit nicht erreichen. — Es weht ein entsetzliches Verflachen und große Geistes-hohlheit durch diese Zeit, und — ohne jemanden anzuklagen, will ich es sagen — er weht mit vergiftendem Hauch durch die Herzen der Jugend. Gott selbst weiß in seiner Allweisheit kein anderes Mittel der Heilung als harte Schläge. „Je lieber Kind, je schwerer sind des frommen Vaters Schläge.“

Treiben Sie Gustav-Adolf-Arbeit mit voller Hingabe und ganzem Herzen. Glaube und Volkstum, das sind die zwei Güter des Lebens, die unseres Lebens Kraft und unseres Sterbens Trost sein sollen.

Es gibt in der Schule Gottes eine oberste Klasse, die heißt Leid. Wer aus dieser Klasse austritt, der bleibt so unbrauchbar wie zuvor, wer diese Klasse in Ehren besteht, der hat gesiegt!

II.

Bilder aus baltischen Schicksalstagen.

Don Fr. Bernewitz, vormal's Pastor prim. an der Annenkirche
zu Mitau.

Drückend liegen die letzten heißen Julitage des Jahres 1915 über der alten kurischen Herzogsstadt Mitau. Buntcs Kriegsleben herrscht auf ihren sonst so stillen Straßen. Seit Wochen hat die russische Armee in fieberhafter Eile an Schützengraben und Unterständen gearbeitet, die sich in weitem Halbkreis um die Stadt ziehen, beiderseits auf die „Aa“, den tiefsten und breitesten Fluß Kurlands gestützt. Sie sollen uneinnehmbar sein. Nun aber schwirren aufregende Gerüchte durch die Stadt. Der rechte Flügel der anrückenden deutschen Armee soll oberhalb am Flusse das Städtchen Bauske erstürmt, den Übergang erzwungen haben und nun die einzige schmale, zwischen weiten Moorflächen liegende Rückzugslinie der Russen bedrohen.

Es muß etwas Wahres daran sein, denn die russischen Truppen tragen nicht mehr die bisherige Siegeszuversicht zur Schau; sie bewegen sich in nervöser Hast und Unruhe. — Neue Bilder tauchen in den Straßen auf. Die lettische Landbevölkerung zieht durch die Stadt auf der Flucht vor der deutschen Armee. Wagen auf Wagen mit schnell zusammengeworfener Habe, notwendigstem Hausrat, Säcke und Kisten mit Lebensmitteln. Weinende erregte Frauen thronen oben drauf und neugierig ängstliche Kinder, die den Ernst der Lage noch nicht begreifen. Mit finsternen, harten Gesichtern schreiten die Männer nebenher; treiben die kleinen zottigen Pferdchen an, das wenige Vieh, das dem Wagen folgt. Von Stunde zu Stunde wächst die Zahl der Flüchtlinge, schwillt zum Strom, der sich zwischen den Häusern zu stauen droht.

Ich trete immer wieder an die Fenster des alten Pfarrhauses, das an der Hauptdurchgangsstraße der Stadt liegt, und schaue ins bunte Menschengewoge. Viele Bekannte sind's, die da vorüberziehen, Glieder meiner zahlreichen, weit ausgedehnten Gemeinde. Ich möchte so gern hinaustreten, warnen; bleibt in der Heimat; euch droht nichts! Es ist ja Verleumdung und Lüge, was man euch täglich sagte und in euren Zeitungen schrieb, daß die Deutschen euch Zunge und Ohren beschneiden, euch skalpieren würden. Bleibt auf eurer Scholle! Es ist ja Betrug, was man euch verspricht von zehnfachem

Ersatz eurer Verluste, von der Fürsorge im weiten Rußland. Da wartet eurer ungeahntes Flüchtlingselend.

Ich darf nicht warnen; es wäre zwecklos. Niemand würde mir glauben, denn ich bin selbst deutschen Volkstumes und der erste Hörende würde sofort der Polizei berichten, der Pastor ermähne seine Gemeindeglieder, dem Feind zu vertrauen, bei ihm zu bleiben. Ich würde niemand retten und in der nächsten Stunde wäre ich selbst verhaftet, würde verschleppt. So muß ich stillschweigend meine Gemeinde abziehen sehen.

Mit breiten dunklen Schwingen deckt die letzte Julinacht das Hasten und Jagen der erregten Menschenkinder, ihr banges Fürchten, ihr gequältes Warten. Tagsüber haben die Kanonen dauernd gesprochen; wie leises Brodeln klang das Infanterief Feuer herüber. Nun ist's still, aber nur für wenige Stunden.

Nach Mitternacht schrecken wir jäh auf aus kurzem unruhigem Schlaf. In gewaltigem Dröhnen erzittern die Fenster und die dicken Mauern des alten Pfarrhauses. Die Russen nehmen Abschied, sprengen Fabriken, zünden die Holzlager der Stadt an, vernichten alles, was der Feind gebrauchen könnte und weit mehr als das. Darin sind sie Meister. Schon Tage vorher haben Rauch und Flammen ihren Weg gezeichnet, ohne Not und Grund niedergebrannte Bauernhöfe. — Russisches Wüten im eigenen Lande! — Flammend steigt rote Loh in den dunkeln Himmel, dicker Rauch und Qualm wälzt sich über ganze Teile der Stadt und immer wieder, Schlag auf Schlag, dröhnen die Explosionen und immer an neuen Ecken der Stadt knistern Brände auf.

Wir liegen in den Fenstern und starren mit weiten heißen Augen in die schauerlich schönen Nachtbilder und horchen gespannt auf den beginnenden Gefechtslärm.

Wir warten der Erlösung, wir können nicht anders! — Nicht gegen Deutschland hat man seit Monaten auf russischer Seite den Krieg geführt, sondern gegen alles Deutsche. Wir haben unsere Untertaneneide nicht verletzt, die Treue nicht gebrochen, ob auch schmutzige Verleumdung das immer behauptete. Wir haben uns hart gezwungen, wider unser eigen Volkstum zu stehen. Es half nichts. — Nicht nur Mißtrauen umgab uns überall, man brandmarkte, man behandelte uns

als Verräter und Feinde, die wir nie waren. So zwang man uns in törichte Verblendung in feindliche Bahn, so befreite man aber auch, ohne es zu wollen, unser Gewissen.

Endlich graut der Morgen des ersten August. Ich gehe auf die Straße, will versuchen eine Ahnung von der Gefechtslage zu gewinnen. Der Kanonendonner von allen Seiten sagt mir nicht, wie es steht, aber ein Bild zeigt mir's, das flüchtig, wie auf der Lichtbilderbühne an mir vorüberhastet. Ein riesiges Auto rast durch die Stadt. Russische Offiziere und Weiber rekeln sich darin, alle betrunken, unter wüsten Gefängen mit leeren Sektflaschen in der Luft umherfuchtelnd. — Ich habe genug!

Zur gewohnten Stunde — es ist Sonntag — gehe ich zu meiner Kirche, um Gottesdienst zu halten. Keine Glocke ruft die Gemeinde. Wo sie hingen, gähnt ein weites Loch im alten Turm. Die Russen brachen es aus, warfen die Glocken herunter und nahmen sie mit. — Gußmaterial für Granaten und anderes Kriegsgerät. — Keine Orgel klingt. Der Organist ist geflohen. Das große Gotteshaus ist leer; nur wenige alte Männer und Frauen sitzen verschüchtert und ängstlich im weiten Raum. Ich kann nicht singen lassen, spreche nur ein kurzes Gebet, sage ein paar Trostworte. Auch die werden fast übertönt von dem nun unaufhörlichen Donner der Geschütze. Die Fensterscheiben, die Kirchenbänke, die paar Menschein darauf zittern. Ich selbst bin unruhig.

In unmittelbarer Nähe eines der Flammenherde wohnt die Mutter meiner Frau in einem Stift für alte Damen. Was ist aus ihr geworden, wie hat sie die Schreckensnacht verbracht? Nur auf weitem Umweg kann ich hingelangen, denn die nächsten Straßen sind durch Feuer, Rauch und Trümmer gesperrt. Ich finde sie unverfehrt und außer Gefahr. — Nun zurück zu den Meinen.

Unterdessen plagen Granaten und Schrapnells schon um mich her in der Stadt. Frau und Kinder warten in höchster Unruhe. Nachdem ich glücklich angelangt, setzen wir uns an den Mittagstisch. Erregung macht hungrig. Aber auch die Mahlzeit verläuft nicht mehr ungestört. Mitten drin ein besonders dröhnender Schlag. — Wir fahren von den Stühlen in die Höhe. Blauer Dunst füllt die Straße, auf dem Pflaster liegen Schrapnellstücke und ein Teil der Dachrinne. Glücklicherweise sind die Mauern des alten Hauses dick, sonst hätte

es schwer Verdauliches gerade auf die Mittagstafel gesetzt. Nun wandern wir doch in den Keller und warten und lauschen in fieberhafter Erregung.

Endlich läßt der Gefechtslärm nach und wir kehren ins Haus zurück. Es wird ganz still. — Was hat das zu bedeuten? Ist's nur Pause? — Naht die Entscheidung? Wir sind müde, wollen dem Körper etwas Ruhe gönnen. Die nächste Nacht bringt wohl noch weniger Schlaf als die vergangene.

Kaum habe ich mich aufs Lager gelegt, so stürmt der älteste Junge atemlos herein — Vater, sie sind da! — Im Augenblick sind wir alle an den Fenstern und da huscht's um die Ecke — ein deutscher Radfahrer, ein zweiter, ein dritter. — Dann ein vielstimmiges „Hurrah“ über den Gartenzaun her — eine ganze Kompanie im Laufschrift. Und dann zieht's vorüber in bunten wechselvollen Bildern; Husaren, Ulanen, Infanterie, Kanonen, Maschinengewehre, Wagen mit Pontons und Train, ein fesselndes Kriegsbild, und für uns — die Befreiung. Erlösung nach jahrzehntelangem, hartem Kampf um Glauben und Volkstum, die russischer Fanatismus vergewaltigen wollte. Wir können nicht anders empfinden. Die russischen Machthaber wollten es nicht anders und zwingen uns dazu.

Schicksalstage! — Wer kennt ihre Bedeutung für die Zukunft, während er sie durchlebt? Es ist gut, daß der Mensch mit verbundenen Augen vor kommenden Tagen steht.

Bunte Kriegsjahre sind über uns hingegangen, Zeiten freudiger Hoffnung, banger Ahnung, schwerer Enttäuschung. Deutschland ist zusammengebrochen und mit ihm die Zukunft der alten deutschen Kolonie in den Baltenlanden, deutsche Arbeit von mehr als sieben Jahrhunderten. —

Auch wir haben die Wehen und Wirren der deutschen Revolution gespürt, haben die Zersetzung des Heeres mit ansehen müssen. Nun verlassen dessen Reste das Land, ein traurig Zerrbild der prächtigen Armee, die vor Jahren als Siegerin kam. Auch die letzten deutschen Verwaltungsbeamten rüsten zum Aufbruch und von Osten her wälzt sich die bolschewistische Flut heran. Riga haben die Horden bereits überschwemmt und ziehen nun auf Mitau heran. Überall im Lande flammt es auf, bilden sich Räuber- und Verbrecher-

banden, denen jeder Umsturz willkommene Gelegenheit zu strafloser Ausübung ihres dunkeln Handwerkes bietet.

Noch sind wir im Ungewissen, ob auch für Zivilpersonen die Möglichkeit vorliegen wird, in letzter Stunde mit der Bahn das unglückliche Land zu verlassen. Ist das nicht der Fall, dann gehen wir sicherem Tode entgegen, denn Fuhrwerk gibt es nicht und im Januar, bei kurischem Winter mit Weib Kind zu Fuß flüchten, ist ausgeschlossen.

Ich weiß, daß mein Name als einer der ersten auf der bolschewistischen Proskriptionsliste steht. Mein ältester Sohn ist als Freiwilliger im deutschen Heere gefallen, der zweite, eben erst aus Frankreich zurückgekehrt, steht mit dem vierten, noch nicht siebzehnjährigen bei der „Baltischen Landeswehr“, die fest entschlossen ist, die Heimatscholle bis zum Äußersten zu verteidigen. Der dritte ging nur deshalb nicht unter die Kämpfer, weil ein Rückenleiden ihn dienstunfähig machte. Er erlebt das traurige Ende nicht mehr; eine Lungenentzündung hat ihn erlöst. Ich selbst habe mich als Feldgeistlicher gemeldet. Man hielt mich nicht für abkömmlich in der Heimarbeit; so mußte ich zurückbleiben. Russische und lettische Bolschewisten wissen aber das alles und das genügt. Ich bin Pastor — schon das weckt ihren Haß. Und ich bin zu deutsch — das steigert ihn zu heißer Wut. Für mich fürchte ich den Tod nicht, aber der Gedanke an Weib und Kind ist quälend.

Plötzlich, eines Abends erfahren wir, daß einige Züge auch Zivilpersonen befördern sollen, aber der Andrang ist groß und Eile tut not. Kaum 24 Stunden bleiben zum Auflösen des ganzen Haushaltes, zum Packen des Notwendigsten. In fieberhafter Eile arbeiten meine Frau und ich. Die Kinder helfen, bis auf den jugendlichen Landeswehrmann, der in schärfster Ausbildung ist und Dienst hat.

Es ist gut, daß man nicht viel Zeit hat zum Denken, zum Weichwerden. Das Unentbehrlichste wird zusammengeworfen, sonst nur ein paar besondere liebe Erinnerungsstücke. Das Bild des Vaters, des Großvaters, des gefallenen Sohnes, sein Eisernes Kreuz schneide ich aus dem Rahmen, noch ein paar kleine Bildchen aus dem Elternhause, sonst bleibt alles zurück, wie es im Hause steht. Immer wieder ein Gang durch die vertrauten Räume, an die Fenster, durch die der schlanke Kirchturm hereingrünt, und trotz der Hast bleibt man stehen und sinnt. — — Morgen ist Sonntag. Ich kann nicht einmal mehr Abschied nehmen von meiner Gemeinde.

— Lebensarbeit, Heimerde, Heimatluft, ein Stückchen Welt, an dem das Herz hing, viel Freuden, viel Leiden; viel Segen, viel Kampf — all das versinkt unaufhaltsam und der Weg in die Zukunft ist dunkel. Das ist hart, aber das Schwerste ist's noch nicht. —

In letzter Stunde kommt der Sohn von der Landeswehr zu schnellem Abschiednehmen. Als er das Vaterhaus in Trümmern sieht und von uns scheiden soll, übermannt es den tapferen Jungen. Haltlos sinkt sein Kopf an meine Brust und heiße Tränen rollen ihm über die Wangen. Ich weiß selbst kaum, wie ich's ertrage, denn das fühle ich deutlich, auch diesen Sohn sehe ich nicht wieder. Ich kenne den heißen Jugendmut des Sechzehnjährigen; ich weiß, der stürmt bei der ersten Gelegenheit tollkühn gegen den Feind. Noch einmal schaue ich ihm in die großen nassen Kinderaugen, dann reißen wir uns los und bald verhallt sein fester, männlicher Schritt im Treppenraum. Ich darf ihm nicht nachschauen durchs Fenster, denn ich darf jetzt nicht weich werden, jetzt nicht zusammenbrechen. — Wir haben ihn nie wiedergesehen. — Zwei Wochen nach dem Abschied, in seinem ersten Gefecht, traf ihn die Feindeskugel mitten ins Herz. — —

Auf dem Bahnhofe herrscht reges, hastiges Treiben. Längst ist die Stunde vorüber, zu der der Flüchtlingszug abrollen sollte, aber noch türmen sich Berge von Gepäck im Frachtraum. Dicht gedrängt stehen die Männer umher, jeder bemüht, die Beförderung seiner kargen Habe zu sichern. Auch die anderen Räume fassen die Menschen kaum. Auf Kisten und Koffern sitzen die Frauen, müde und abgespannt. Alle haben sie Tag und Nacht gearbeitet. Verwandte und Bekannte, die zurückbleiben, geben den Heimatlosen das letzte Geleit. Überall noch kurze Anordnungen und Beratungen. Was in den Seelen vor sich geht, verraten die Mienen. Hier stilles Weinen, da harte, entschlossene Züge, dort ein stolzes Leuchten in den Augen, Menschen, die nichts bricht, die stark und aufrecht einer neuen Zukunft entgegengehen. Ein Einzelner mit wirrem, verstörtem Ausdruck im schmalen Gesicht. Erregt tritt er von Gruppe zu Gruppe, sammelt etwas von Heimatpflicht, vom Verhungern in der Fremde. — Dem war's zu viel. Er ist seelisch zusammengebrochen, trostlos, haltlos. — —

Endlich sitzen wir im Zuge. In einem Abteil drei Ehepaare und sieben Kinder. Eine Fensterscheibe fehlt, bei Winterluft, dem vierten Januar. Ich ziehe meinen Mantel aus und hefte ihn vor das Loch. Langsam und schwer setzt sich der Zug in Bewegung, der Bahnhof verschwindet, die letzten Häuser der Stadt grüßen durch das Fenster. Die Frauen weinen; die Kinder mit. Auch uns Männern steigt das Wasser in die Augen. Ein lieber Freund, der auch im Abteil sitzt, springt auf, ruft mir, dem Pastor, zu: Friß, sprich ein Vaterunser — und in das Fauchen der Maschine und Stampfen der Räder klingt es hinein: „Dein Wille geschehe!“ — Heimatlos sind wir nun, auf nichts gestellt für kurz-sichtige Menschengenossen, und doch auf Gott und darum auf festen Grund.

Auf Deck des Ozeandampfers „Hannover“ stehen ernste Männer und Frauen an Backbord, halten die Hand über die Augen, daß die Sonne nicht blendet und schauen angestrengt zum dunstigen Horizont hinüber. Da versinkt mit den Türmen der Hafenstadt Libau die Heimat. Ist's für immer, oder sehen wir sie noch einmal wieder? Was wird das arme, gequälte Land erleben, wenn die blutigen Horden der Bolschewisten es überschwemmen? Wird die todesmutige Schar unserer Söhne und Brüder in der Landeswehr die Flut aufhalten, wird sie noch etwas retten können? Wer Gottes Wege und Willen begreifen könnte!

Der letzte schmale Waldstreifen und die Türme der Stadt sind verschwunden. Da hinten liegt nun nichts mehr, woran der Blick haften könnte. Man kehrt zurück zu den Seinen in eine Kabine, ins Zwischendeck, wo jeder Raum gefunden. Die Fahrt verläuft glatt bei herrlichem Wetter. Unter Plaudern und Austauschen mit den Schicksals- und Heimatgenossen vergeht die Zeit, die Nacht, ein zweiter Tag. Und wieder wird es Abend und dunkel senkt sich die Winternacht über die Reede von Stettin. Wir warten davor auf den Lotsen. In einem großen Zwischendeckraum hat sich das junge Volk zusammengefunden und singt Volkslieder, Heimatlieder. Das hat auch andere herbeigeloct und unwillkürlich werden die Lieder ernster. „Harre meine Seele“ klingt es durch das große Schiff, und die Alten fallen ein: „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“ Von Vergangenen, Verklingendem wenden sich die Gedanken in die Zukunft und die Augen werden wohl naß und die Kehlen wie eingeschnürt, aber die

Brust will sich doch weiten, als es in vollen Akkorden über die stille See braust: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ —

Mehr als ein Jahr ist über die blutige Welt dahingegangen, seit Monaten bin ich in Amt und Arbeit in einer Gemeinde Schlesiens, aber in stillen Stunden wandern die Gedanken noch ins Baltenland zurück. Dort hat ein Grauen geherrscht, das Menschenworte nicht aussagen können. Raub, Mord, Blut und Brand in den bolschewistischen Schreckentagen, Hunger und Not und Elend allüberall! Das Blut der Märtyrer schreit gen Himmel, das einst so blühende baltische Land liegt in Trümmern da, uns ist die Heimat versunken und was sie war, das kehrt nie wieder. Wir haben alles verloren, was wir einst hatten und was wir einst waren — — und doch nicht alles, denn das Beste ist uns geblieben, evangelischer Glaube und deutsches Volkstum, sie machen das Leben lebenswert, auch wenn es still und einsam wird.

III.

Exulanten-Gottesdienst in der St. Jakobi- und Georgenkirche Hannovers,

veranstaltet vom Gustav-Adolf-Zweigverein Hannover,
speziell für alle in Hannover aufgenommenen Flüchtlinge
aus Ost und West, am 27. Juni 1920
abgehalten von Pastor Rudolf Gurland.

Text: Matth. 5,4, Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Mit diesen Gnadenworten grüße ich euch, Brüder und Schwestern, hier versammelt zu einem Exulantengottesdienste, grüße ich besonders dich, Jakobi- und Georgengemeinde, die du in so besonderer Weise heute Müh-selige und Beladene in dein schönes Gotteshaus geladen hast, eingeladen die, die von ihrer Heimat ferne, sehnsüchtig auch ihre heimatlichen liebgewohnten Gottesdienste vermissen, die kommend aus großer Trübsal — auch eine besondere Berücksichtigung ihrer seelischen Nöte erwarten. Ich grüße den Gustav-Adolf-Verein, der in altbewährter Art sich der leidenden Glaubensgenossen so herzlich angenommen und meines Wissens wohl zum erstenmal jetzt einen Exulantengottesdienst veranstaltet. Ihr Hannoveraner habt das oft bewiesen, echte Kinder des Evangeliums zu

sein, — da ihr einst in den Zeiten der Gegenreformation tapfer fürs Evangelium gestritten und gelitten habt, — da euer König E r n s t A u g u s t als erster unter den deutschen Fürsten 1841 den Gustav-Adolf-Verein öffentlich anerkannte und Kollekten für die leidenden Glaubensbrüder anordnete; 1844 fand im Hannoverlande, in G r e t t i n g e n , die bedeutsamste Tagung des Gustav-Adolf-Vereins statt, da noch vor der politischen Einigung der Deutschen sich die Evangelischen aller deutschen Staaten im Gustav-Adolf-Werk die Hand reichten, ganz Preußen dem Werk beitrug; 1861 fand hier in H a n n o v e r die jubelnde Begrüßung der österreichischen Glaubensbrüder statt, die eben die Glaubensfreiheit erst erhalten hatten und sich mit den deutschen Glaubensgenossen eng zusammenschlossen; 1895 hat von dieser Kanzel D i b e l i u s aus Dresden gewaltig zum G.-A.-V.-Jubiläum gepredigt, die Wappenworte Hannovers auslegend: A u c h S c h w e r e s s c h r e c k t u n s n i c h t . An die Worte können wir heute 1920 anknüpfen, da Schweres und Schwerstes über uns alle gekommen ist, — und wir uns hier nicht jubelnd — sondern vielfach weinend zusammenfinden, Glaubens- und Volksgenossen aus allen Landen der Erde, geeint — durchs über uns alle hereingebrochene Leid. Wie sangen wir einst in unserer Heimat mit Begeisterung:

Deutsche Worte hör' ich wieder,
Sei begrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freiheit, Land der Lieder,
Schönes deutsches Vaterland! —

Ach, unfreies, unschönes Vaterland, Gebundene, Vertriebene, Verstoßene kommen wir hier zusammen, die alten herrlichen Lieder, deutsche Worte wieder hörend, — wo sind aber die Glut und die Begeisterung geblieben? Und dennoch: „Sei begrüßt mit Herz und Hand!“ so rufen wir Flüchtlinge, und „Seid begrüßt mit Herz und Hand!“ tönt's uns aus dieser Gemeinde entgegen, — uns tröstend, aufrichtend, erquickend. Nicht zwei einander fremde Gemeinden füllen dieses Gotteshaus, — eine unglückliche Exulantengemeinde, — eine glückliche hier ansässige Gemeinde, — sondern e i n e in Leid und Mitleiden geeinte Gemeinde sind wir, — in Einmütigkeit des Geistes beugen wir uns in Andacht unter Gottes Wort.

An heiliger Stätte wägen wir Worte. Keine dialektischen Künste sollen hier aus schwarz weiß und aus weiß schwarz machen. Selbst ein Flüchtling, bin ich weit entfernt, schnellen

Trost bei der Hand zu haben, mit Redensarten kommend, daß jedes Unglück auch ein Glück bei sich hätte usw. Ich weiß, Flüchtlinge sind unglückliche Menschen. Wer hätte ein Herz, angesichts solch einer Versammlung geflüchteter Familien, Frauen, Kinder, leichthin vom Segen des Leids zu sprechen? Dennoch habe ich diesen Text gewählt, der doch eigentlich sagt — selig die Unseligen! Wahrhaftig, ich hätte solche Worte nicht zu prägen gewagt, aber der es getan hat — kraft göttlicher Vollmacht — war Jesus Christus, der größte Dulder auf Erden, der Flüchtling, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegen sollte, der den Leidenskelch bis zur Neige auskostend das Leiden der ganzen Welt hinauftrug an seinem Leibe aufs Kreuz, — er sagt so selbstverständlich, so schlicht und wahrhaftig: selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Da horchen wir Flüchtlinge auf, — gilt's nicht auch uns? Da erstaunt ihr Hannoveraner vielleicht: dies elende Häuflein — selig, — und wir, — die es so unendlich besser noch haben, — haben wir von denen etwa noch zu lernen? Das sieht ja freilich jeder ein, — unselig sind die heute Fröhlichen, die nach diesem Totentanz ohnegleichen taumelnd am Abgrunde — tanzen! vergessend alle Toten, vergessend am Sterbebette eines — Vaterlandes zu stehen, — unselig sie, die kein Leid tragen, unselig auch die Kalten und Stumpfen, — „Kälte ist die größte Krankheit der Seele“, — wir ahnen die tiefe Bedeutung des Herrenworts: — die da Leid tragen sind — selig! Dennoch laßt uns näher zusehen, was Jesus Leid nennt, was er getröstet werden nennt, was er selig nennt? — — —

1. Leid.

Hier ist Müh — morgens früh und des Abends spät, —
Angst, davon die Augen sprechen,
Not, davon die Herzen brechen,
Kalter Wind oft weht.

— Manch einer kann gleich mir die weit starrenden, von Angst sprechenden Augen von Frauen, Kindern, Männern nicht vergessen, Augen, die er gesehen im Kerker, auf Todeswegen, auf der Flucht, — wie oft die Flucht ganzer Städte und Lande, — auf Schlachtfeldern, — — Not, davon die Herzen brechen, gibt's wirklich heute noch Menschen, die sie gar nicht kannten, — die nur in der Zeitung davon gelesen? Und doch: wer achtet heute dieser Not? Ich komme auf eine

Bahnstation — W i l h e l m s b u r g bei Harburg, — ein Zug läuft ein: Flüchtlinge, entlassene Bahnbeamte aus Westpreußen. Stumpf sieht das Publikum zu, ich höre eine gleichmütige Stimme: — wir haben schon so viel Flüchtlinge, hier liegen schon 3 Wochen 17 Waggon voll mit Familien, die keine Wohnung bekommen, — — und eine andere fügt hinzu: Wo sollen wir Brot hernehmen für die alle, haben selbst nicht genug. — O, der Bitterkeit, die dann Flüchtlingsherzen überkommt! Kommt solch armer E x u l a n t in die Großstadt, in das kleine Dorf, aufs flache Land, — er sieht fröhliche Menschen, die den Krieg längst vergessen haben, sie grüßen einander: Wie geht's? Die Antwort lautet selbstverständlich: Danke, gut, — natürlich geht's gut, als sei's das Natürlichste auf der Welt, daß es gut geht. Äußerlich steht überall ja auch alles gut, ja, wie glänzend angekleidet ist alle Welt, wie schlemmt und prägt man in größter, breitetester Öffentlichkeit. Und ernst zu nehmende Menschen schütteln dazu bloß den Kopf, zucken mit den Achseln: — man muß nur nicht nachdenken, sagen sie, was daraus werden soll, — nur nicht nachdenken. Ist das Verzweiflung? Ist das Stumpfheit aus übergroßem Leiden heraus, oder aus Trägheit, Bequemlichkeit — ich meine, meist ist das letztere die Ursache, — die Menschen wollen nicht nach Lienhards Wort „S c h m e r z e n s c h m i e d e n!“

Glaube aber nur ja kein F l ü c h t l i n g, das gelte nicht ihm, der er so viel leidet. Flüchtlinge werden oft und leicht ebenso verächtlich im Sichgehenlassen, im stumpfen Dahinbrüten, gewiß bemitleidenswert und erklärlich ist das, aber nicht entschuldbar. Wir dürfen uns nur nicht in unsern Sorgen verlieren, alle Dinge immer schiefer betrachtend. Wir sollen und können aufrechte Menschen bleiben, rechtwinklig an Leib und Seele, die nicht auf sich blicken: „Wie schwer hab ich's! wie sehr schwer!“ sondern die einen größeren Maßstab anlegen an ihr kleines Menschenschicksal, einen Ewigkeitsmaßstab, den Jesus bietet. Was ist Leid, — nach Jesus? Nicht etwa die unentbehrlichen Einschränkungen, die Unbequemlichkeiten, die mancherlei uns mürbe machenden Alltagsdinge, besonders der Wirtschaft, das Essen und Trinken und sich Kleiden betreffend. Entbehrungen aller Art sind noch nicht Leiden. Das Leid fängt erst an beim wirklichen M a n g e l. Wenn Mütter ihre Kinder tagtäglich hohlwangiger werden sehen, wenn der Mann seine geliebte Frau zusammenbrechen sieht unter der körperlichen Arbeit, und

— er kann ihr keine Hilfe schaffen, weil er sie nicht bezahlen kann, — das ist Leid, aber eins das behoben werden muß und nicht geduldet werden darf, nicht „getragen werden soll“. Ebenso in der Wohnungsfrage. Das freilich ist ein Leidenskapitel für sich. Es sollten heute immer wieder Predigten und Predigten gehalten werden über Wohnungsnot und Bodenreform. Welch ein Glück kann in solch einer Wohnung beherbergt werden, was ist ein „Heim“ wert. Oh, das wissen die Flüchtlinge, die wir ein Heim, mancher ein Haus, ein Stücklein eigener Erde besessen oder gehabt haben, — und wir haben verlassen müssen, wo wir als Kinder gespielt, wo wir unseres Lebens heilstes Glück erlebt, wo unsere Kinder uns geboren wurden, — Haus und Hof und Garten und Feld, der Heimat Fluren und Wälder, — die Wohnstätte, lieb und gewohnt, — und sind seit Jahr und Tag unstet und flüchtig, leben in Bodenträumen, in Dachkammern, in Viehwaggonen, in Baracken . . ., wir wissen, was das heißt, eine Wohnung suchen und überall dieselbe Antwort erhalten: ausgeschlossen, es sind Hunderte und Tausende vorgemerkt. Aber das ist auch ein Leiden, das behoben werden muß, das nicht getragen werden kann. „Unser täglich Brot“ sollen, müssen wir alle haben, unser bescheidenes Essen, unsere Kleidung, Wohnung. Luther sagt: Liebe und Not meistern all Gebot, — — diese Not muß gemeistert werden, es bleibt genug übrig, das nicht zu heben ist, das nach Jesu Wort auch wirklich getragen werden muß: die seelische Not. Ein vertriebener Elässer Pastor klagt in einem Briefe an den G.-A.-Verein erschütternd seine Not, — die Familie auseinandergerissen, — verstreut im Reiche, mittellos, freudlos, — er selbst seelisch zerrissen fleht um Arbeit, um vergessen zu können. Ich habe eine Verwandtenfamilie, 12 Kinder waren der Stolz und die Freude der Eltern. Jetzt sind beide Eltern tot, die Kinder in 7 oder 8 oder mehr Häusern verteilt, zerrissen die engsten Bande. Wer ermigt die Seelenqualen? In Hannover im Stephanstift sind in 2 Familien 2 Balkenkinder aufgenommen worden, Mädchen von 12 und 10 Jahren, glaube ich. Die haben von ihrem zum Tode verurteilten Vater nicht Abschied nehmen dürfen, bevor er hingerichtet wurde. Das sind unverwundbare Wunden fürs Leben, das sind unverwischbare Spuren der Marter, — die Mutter der Kinder — ist im Irrenhause.

Lienhard, der Elsäßer, der selbst Flüchtling ist und seine Heimat meiden muß, sagt:

Uns aber, die wir heimatlos

Geziemt es: duldet still und groß!

Dorbildlich im Tragen des Leids sind immer schon die Frauen gewesen. Ein Kind Hannovers, die hohe Preußenkönigin Luise, auch eine Dulderin, eine Vertriebene, ein Flüchtling, — im tiefsten Elend des Vaterlandes dahingestorben, — sie hat uns das Wort hinterlassen: Es ist alles doch nur ein Übergang, sorgen wir dafür, selbst reifer und besser zu werden. O Heldenkönigin! Leidensgenossin! Dies Wort greifen wir auf: es ist alles nur ein Übergang! Eine ebenso reine männliche Seele, ebenbürtig dem inneren Adel nach der Seele der Königin, Walter Flex, ein Opfer des Krieges, prägte das herrliche Wort vom „Wanderer zwischen zwei Welten“. Das sind wir, — nach uraltem Bibelwort, — Wanderer, die die Heimat suchen. „Reif werden und rein bleiben!“ heißt des Wanderers Losung, — rein bleiben, unbefleckt, ihr Flüchtlinge, von Bitterkeit, Groll, Begehrlichkeit und Neid, — reif werden, ihr Hannoveraner, Leiden wie Mitleiden macht reif. Was ist auch diese reife Frau, die Königin Luise, ihrem Gemahl gewesen, was erst ihren Kindern, dem großen Kaiser Wilhelm I.? Ein Vers bleibt mir im Gedächtnis:

Eh vor Gottes Angesicht zwei sich sattgeweint,

Sind sie nicht für Müh' und Glück fest genug vereint.

Goethe sagt: „Die Ehe bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist, sie ist so hoch in Leiden und Freude gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein paar Gatten einander schuldig werden, es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann.“ Das haben wir Flüchtlinge erlebt, was **Frauen in Leidenszeiten** uns waren! Wie verstanden Frauen im dunkelsten Kerker, in Schmutz und Schande, — Licht, Glanz, Leuchten zu verbreiten. Und auf der Flucht, — im Exil, — machen unsere Frauen uns nicht das kleinste Stübchen zur Heimat, bringen sie nicht unsern Kindern Heimatluft und Heimattradition mit in die Fremde. Lehren sie nicht diese Fremde zur neuen Heimat sich zu machen? Und Männer gab's zu allen Zeiten, die es verstanden würdig das Leid, das unabwendbare, zu tragen:

Freiherr vom Stein setzte sich selbst den Grabspruch: Des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, — Hindenburg, hier in Hannover, ist er nicht uns Männern allen leuchtendes Exempel aufs Wort: das Leid tragen! Schmerzen schmieden. Unser kurländischer Generalsuperintendent D. Bernewitz schrieb in einem Schreiben an den G.-A.-Dereiu: „Wir baltischen Exulanten sind nicht als gebrochene Existenzen nach Deutschland gekommen, sondern als aufrechte Männer, kampferprobt und leidbewährt, nicht um zu trauern, sondern um zu arbeiten, um zur Zeit der schwersten Noth des Vaterlandes, diesem Volk, zu dem wir gehören, als dessen Söhne wir gerungen und gelitten haben, zu dienen.“

Um das Leid tragen zu können, muß man aber demüthig sein, sich nicht gegen dasselbe stemmen, das Leid aus Gottes Hand nehmen. Perthes, der Exulant vor 100 Jahren, der vorbildliche deutsche Bürger, er hat in seiner Selbstbiographie gesagt: Demuth ist die wahre Hoheit des Menschen, ist der Kern des Menschen und führt zu Gott. Exulanten! folgt demüthig Jesu Rufe: Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich. Hannovers Christen! Nehmt die Last der Leiden, auch des tiefsten Mitleidens willig auf euch! Schüttelt es nicht ab, laßt auch nicht euch bloß etwas rühren, tragt das Leid. Jesus will es.

2. Getröstet!

Nur der erlebt auch das andere, was im Text liegt: wer Leiden trägt, der wird getröstet. Getröstet vom besten Tröster, von Gott selbst. Luther sagt: Wirfst du nicht deine Sorgen auf ihn, Gott, so bleibst du ein zerworfener, verworfener, abgeworfener, umgeworfener Mensch. Ihr umgeworfenen Menschen von heute: laßt euch aufrichten, laßt euch trösten! —

Nichts, nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, weder Trübsal, noch Verfolgung, noch Hunger, noch Blöße, noch Schwert, weder gegenwärtige und kommende Dinge und Ereignisse, — Gottes Wort heilt allen Schaden, hat des Trostes genug für alles Leid, — das bezeugen wir jeder-mann: im Kerker und in viel Todesgefahr, in Leidensstunden, Leidenswochen und Monaten und Jahren: Wir sind durch Gottes Wort getröstet worden, nichts, nichts hat uns trennen können von Gottes Liebe, — im Gegentheil, wir sind dadurch zu ihm gezogen worden, näher an sein Herz. Man

kann sagen: selig sind die, die da Leid tragen, sie beten! Nichts tröstet nächst Gottes Wort so sehr als Beten. Walter Flieg lehrt uns das Gebet recht deuten:

Beten heißt sich ganz in Gott begraben
Und aus Gott zum Leben auferstehn . .
Wer die Kraft fand, allem zu entsagen,
Ward erst kräftig, alles zu erjagen.

Mitchristen betet, so werdet ihr getröstet werden. Ein ganz moderner Dichter, dem man das folgende Wort kaum zutrauen sollte, weil er ausgelassen heitere Gedichte gemacht, Morgenstern, sagt: Wer uns das Gebet in unser Leben wieder zurückgibt, gibt uns das Allergrößte. —

Und noch eins tröstet: Dankbarkeit. Wenn wir immer wieder dem Tode ins Antlitz schauen mußten, so hat es viele von uns überwältigt, das Gefühl der Dankbarkeit für das im Leben genossene herrliche Glück, für die Liebe, die wir gefunden, die Gottesliebe und Menschenliebe, die Heilandsliebe, — Dankbarkeit tröstete im Tode, im Leide.

Aber das Wort: Selig sind die Leidtragenden, sie sollen getröstet werden, enthält auch einen Befehl: sie sollen! Also Gott will es, — er will es von uns, daß wir Tröster seien. Fragt einer nach dem Wie, — wie er das bewerkstelligen solle, — so ist die Antwort einfach: trösten heißt lieben. Wer glaubt, — wird getröstet, und wer liebt — tröstet ganz von selbst. „Leben heißt Beziehungen finden,“ — sagte ein bekannter Pastor. Was aber heißt Beziehungen finden von Mensch zu Mensch anderes als — lieben! Gottes Wort fordert es von uns: verbirg den Verjagten, laß ihn Herberge finden bei dir, — seid gastfrei ohne Murren, wohlzutun vergeßt nicht, ohne Geiz, seid fest in der brüderlichen Liebe, denn sie werden sein wie ein verscheucht Reh und wie eine Herde ohne Hirten, daß sich ein jeder zu seinem Volk kehre und ein jeglicher in sein Land fliehen soll, nehmet euch ihrer Nothdurft an.“ — Wie hat der Gustav-Adolf-Verein das getan, wie hat er liebevoll und herzlich die verstreuten Glaubensgenossen aufgenommen, große Summen Geldes gesammelt für die erste Hilfe, er braucht noch viel. Du, mein Mitchrist, was kannst du tun? Vielleicht etwas geben, vielleicht raten, vielleicht doch noch eine Wohnung beschaffen, ein Stübchen abtreten, bei Bekannten für diese Sache werben, sammeln, das Herz erwärmen? Liebe macht erfinderisch. Ihr sollt helfen, daß Gottes Gebot erfüllt werde:

sie sollen getröstet werden! Getröstet werden macht selig, aber auch Trösten — bringt Seligkeit. Keine größere Freude kannst du erleben, als andern Tränen zu trocknen und Trost zu bringen in dieser furchtbaren Leidenszeit. Wie selig war der sein Leben lang herumgestoßene Flüchtling und Dulder Paul Gerhard, wie hat er mit seinen Liedern Millionen getröstet, wie fröhlich singt er:

Habt fröhliches Vertrauen
Und Glauben, der da siegt,
So wird Gott wieder bauen,
Was jetzt darniederliegt.

Mitchristen, ob Flüchtlinge oder nicht Flüchtlinge: wir können trösten, das ist einfache Tatsache, wir können trösten, wenn wir — lieben! — — —

3. Selig.

Wir können selig sein — im Leide. Freilich: Glück und Seligsein ist nicht dasselbe. Seligsein heißt nur innerliches Glück. Das muß gerade heute Flüchtlingen und nicht Flüchtlingen energisch, entschieden gesagt werden: das Herz ist's, das reich oder arm macht, das Herz allein, das tiefunglücklich oder selig macht. Wir können es sicherlich alle vollkommen nachempfinden, was das für ein Elend ist: verarmen! Das Vätererbe verlieren, Hausrat, durch Fleiß und Liebe von Generationen zusammengebracht, vernichtet zu sehen. Wie viele einsame alte Menschen hatten kaum was anderes als ihre lieben Sachen, alten Möbel, Erbstücke voller Erinnerungen und Poesie, — dahin ist alles, — wie viele liebe Menschen hatten sich auf den Lebensabend gefreut, mit dem Ersparten stillfriedlich ruhen zu können von des Berufslebens Müh und Plage, — dahin, dahin sind alle Pläne, geraubt das Letzte, — manch einem Gatten schneidet's ins Herz, sein Weib, früher sorgfältig und gut gekleidet, jetzt in Lumpen zu sehen, — wie viele Mütter weinen ob der Kinderwäsche, die sich nicht mehr flicken lassen will, — — wir fühlen mit und sagen d e n n o c h mit G o e t h e , — „von allen Besitzungen der Erde bleibt die kostbarste doch das eigene Herz, und von Tausenden haben es kaum zwei.“ Mitchrist, hast du ein eigenes Herz, so bist du selig, — hast du ein glaubendes, liebendes, getröstetes Herz, so bist du selig. Was hülfes uns, die Welt gewinnen, die alte Heimat zurück-erhalten, nach Hause kommen, kämen wir nicht als Erneute, Erprobte, Leidbewährte heim? Hätten wir durch das Leid

Schaden genommen an unserer Seele? Und das kommt leicht: bei Flüchtlingen durch Verbitterung, bei euch, die ihr noch nicht im tiefsten Elend waret, durch Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Leiden kann unselig machen, — laßt euch alle warnen!

Selig wird nach Jesu nur der, der Leiden trägt, Schmerzen schmiedet, sich trösten läßt vom Gott allen Trostes und in der Hoffnung selig ist. Carlyle sagt: diese Wohnstätte hier auf Erden heißt immer — Hoffnung. „Selig sind die Sehnsucht haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Selig — in Hoffnung! Vielen unter uns mag das wenig erscheinen, — wer's aber erlebt hat, weiß, das ist letzten Endes doch alles! „Die Hoffnung ist die zweite Seele des Unglücklichen.“ Hoffend sind unsere Märtyrer gestorben, Pastor Eckart-Riga mit den Worten: das Los ist mir gefallen aufs lieblichste, — er wurde hingerichtet, — eine Frau nannte die Zeit der Gefangenschaft schön, weil sie die herrliche Stadt von ferne gesehen, in die Ewigkeit sehnsüchtig hineingeschaut hätte — ein junges Mädchen starb mit den Worten:

Ich warte still, dein Wort ist ohne Trug
Du weist den Weg mit mir, das ist genug.

Selig diese, die ihr Leid — nach Hause getragen, in das Zuhause, das ist ewig, aus dem man nicht vertrieben werden kann.

Leidtragende alle: „begriffen wir unser Leid, es müßte eitel Dorf Freude sein.“

Wir wollen das beherzigen, die Leiden dieser Zeit sollen uns nicht zum Tode gereichen, sondern zum Leben. Siemhard ruft uns zu: Und verwandelt flücht'ge Trauer in ein Leuchtgebild von Dauer!

Leuchten nicht die Märtyrerleiden in der Geschichte der Kirche, in der Gemeinde der Gläubigen. Seien auch wir ein Licht in der Welt, — möge durch jeden von uns helle in diese Leidenszeit hineinleuchten der Spruch: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Nun nehmen wir Abschied voneinander. Fremde, Unbekannte, waren wir hier innigst vereint in diesem Gottes Hause. Unsere Wege trennen sich wieder, wir müssen zurück in den Alltag, ins Leid. Was soll aus dieser Stunde werden? Ein Dichterwort sagt's uns (Steinmüller):

„Reife Früchte auf blanken Schalen,
Nichts Welkes, nichts Versunkenes!
Sondern Leben und Pulschläge!“ Amen.

Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung erscheinen
jeden:

Volkschriften für Gustav-Adolf-Vereine

- Heft 1. Der Gustav-Adolf-Verein und die neue Zeit** von D. Franz Rendtorff, Vorsitzender des Zentralvorstandes.
- Heft 2. Hammer und Amboss.** Bilder von der Not des Deutich-
tums und des Protestantismus unter polnischer Zwing-
herrschaft von Bruno Geißler, Generalsekretär des Zen-
tralvorstandes. Titelbild von Prof. Bruno Héroux.
- Heft 3. Christenverfolgungen im Balttenland.** Drei Beiträge von
Generalsuperintendent D. Bernewik, Pastor Friedrich
Bernewik, Pastor Rudolf Gurland. Titelbild von Prof.
Bruno Héroux.
- Heft 4. Von der Wernigeröder Hauptversammlung des Gustav-
Adolf-Vereins September 1920.** Vorträge und An-
sprachen.

Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.

~~~~~  
Vom Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins (Leipzig, West-  
straße 4) sind **unentgeltlich** zu beziehen:

Einzelne Stücke der **Fliegenden Blätter**, z. B. Nr. 104 „**Exulanten-  
not**“, Nr. 105 „**Deutsches Ostland in Not**“;

Probehefte der Zeitschrift „**Die evangelische Diaspora**“, Monats-  
hefte des Gustav-Adolf-Vereins, amtliches Organ des  
Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses und Ver-  
bandsblatt der „**Vereinigung Deutsch Evangelisch im  
Ausland**“.

Für 1 Mark wird postfrei verandt: **Jahresbericht des Zentral-  
vorstandes** über die Tätigkeit des Evangelischen Vereins  
der Gustav-Adolf-Stiftung in den Jahren 1918 und 1919.



Druck von Dr. F. Boppe, Leipzig-B.

1920